

Zurück auf Feld eins: Ist es das wirklich wert?

Fachliche Argumente zur Fortsetzung von integrierter Schulischer Heilpädagogik an Regelschulen

Steff Aellig & Josef Steppacher

Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik Zürich

November 2016

In verschiedenen Kantonen werden Stimmen laut, die in Regelklassen integrierte heilpädagogische Förderung abzubauen und stattdessen wieder vermehrt Kleinklassen einzurichten. In welcher Schulform sollen Schülerinnen und Schüler mit leichten bis mittleren Lern- und Verhaltensproblemen gefördert werden? Der Blick auf aktuelle Forschungsergebnisse zeigt, dass Kleinklassen zwar kurzfristig zu einer Entlastung des Regelsystems führen können. Aber langfristig bringt die integrierte Förderung den Kindern und Jugendlichen mit Lern- und Verhaltensproblemen mehr Erfolg. Das nützt der ganzen Gesellschaft. Für den kurzfristigen Lernerfolg ist die Qualität von Unterricht und Förderung wichtiger als die Schulform.

Kleinklasse oder integrierte Förderung – welches ist das Schulmodell der Zukunft? Für eine Entscheidungsfindung auf pädagogischer Ebene sind im Grunde vier Fragen relevant:

- 1) In welcher Schulform machen Kinder und Jugendliche *mit* Lern- und Verhaltensschwierigkeiten die besseren Lernfortschritte und wie geht es ihnen dabei?
- 2) Was bedeutet die Wahl der Schulform für Kinder und Jugendliche *ohne* Lern- und Verhaltensschwierigkeiten in Bezug auf Leistung und Befinden?
- 3) Welche Auswirkungen hat die Wahl der Schulform für Kinder und Jugendliche mit (und ohne) Lern- und Verhaltensproblemen auf ihre spätere berufliche und gesellschaftliche Integration?
- 4) Wie zufrieden sind Lehrpersonen und Eltern mit der jeweiligen Schulform?

Befürworter von *integrativen Schulmodellen* gehen davon aus, dass vor allem leistungsschwächere Schüler vom Unterricht in leistungsheterogenen Lerngruppen profitieren. Denn leistungsstärkere Mitschüler wirken als positive Lernvorbilder und ermöglichen die Übernahme erfolgreicher Lernstrategien. Durch entsprechende Unterrichtsformen würden stärkere Schüler nicht gebremst in

ihrer Lernentwicklung.

Umgekehrt argumentieren Befürworter von *separativen Schulmodellen*, wie es die Kleinklassen sind, dass eine geschützte Lernumgebung den besonderen Bedürfnissen von Schülerinnen und Schülern mit Lern- und Verhaltensschwierigkeiten entgegen käme. Lernziele, Unterrichtsinhalte und Tempo könnten individuell auf die Voraussetzungen der Kinder angepasst werden. Durch den geringeren Stoffdruck und die kleineren Klassen könnten die Lehrpersonen in Kleinklassen besser auf das einzelne Kind eingehen. Zudem würden Kleinklassen die Regelklassen entlasten. Das wirke sich positiv auf die Lernentwicklung von leistungsstärkeren Schülerinnen und Schülern aus.

In den meisten Kantonen werden Schülerinnen und Schüler mit Behinderungen oder massiven Schwierigkeiten der Sonderschulung zugewiesen. Diese kann in einer externen Sonderschulinstitution oder integriert in der Regelschule durchgeführt werden. Um diese Kinder und Jugendlichen geht es in diesem Argumentarium nicht. Und damit auch nicht um Ressourcierungsfragen im Zusammenhang mit so genannten «Verstärkten Massnahmen», welche die Integration von Sonderschülern in Regelklassen ermöglichen sollen. In vorliegender Diskussion geht es ausschliesslich um die Frage, ob

Schülerinnen und Schüler mit leichten bis mittleren Lern- und Verhaltensschwierigkeiten besser in Kleinklassen oder mit integrierter Heilpädagogik in der Regelklasse gefördert werden sollen. Anhand von zwei prototypischen Fallbeispielen – eines für Lern- und eines für Verhaltensprobleme – soll aufgezeigt werden, was die aktuelle Forschung zur Klärung der eingangs formulierten vier Fragen zu bieten hat.

Querschnitt-Studien: Klare Vorteile von Integration



Symbolbild

Anna besucht die vierte Klasse. Seit der ersten Klasse hat sie Schwierigkeiten im Umgang mit Zahlen und Mengen. In der dritten Klasse wurde eine Dyskalkulie (schwere Rechenstörung) diagnostiziert – bei knappen Intelligenzleistungen (IQ 89). Anna rechnet aktuell im

Stoff der zweiten Klasse und wird nach individuellen Lernzielen beurteilt. Beim Lesen von Texten klappt die Sinnentnahme altersentsprechend, doch liest Anna sehr langsam. Anna ist eine angenehme Schülerin, und in der Klasse ist sie beliebt.

Die Forschung zu integrativen Schulformen hat in der Schweiz eine lange Tradition. Die erste Untersuchung des Forscherteams um Gérard Bless, Professor an der Uni Fribourg, liegt mittlerweile fünfundzwanzig Jahre zurück und blieb lange Zeit eine der wenigen Studien im deutschsprachigen Raum. Auf den kürzesten Nenner gebracht lauten deren Resultate: Schülerinnen und Schüler mit Lernschwierigkeiten zeigen in integrativen Schulformen die bessere Leistungsentwicklung als in der separativen Schulung in einer Kleinklasse. Doch haben integriert geschulte Kinder und Jugendliche ein tieferes (sprich: realistischeres) Selbstkonzept als ihre Alterskollegen in Sonderklassen.

Durch aktuelle Studien aus Deutschland haben die Schweizer Resultate aus den Neunziger Jahren kräftigen Aufwind erhalten. Im Auftrag des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen (IQB) wertete das Forscherteam um Aleksander Kocaj die Daten des bundesweiten Ländervergleichs für die Grundschule neu aus.

Die Ergebnisse? «Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf, die in einer Regelschule unterrichtet wurden, weisen in allen untersuchten Bereichen höhere Leistungen auf als vergleichbare Schüler in Förderschulen», fassen die Forscher zusammen. Man könnte nun kritisch einwenden, dass Kinder mit schwachem soziokulturellen Hintergrund von Anfang an viel häufiger in Förderschulen versetzt werden, während solche mit stärkeren «Startressourcen» eher im integrativen Schulsystem bleiben können. Doch die gemessenen Leistungsunterschiede zeigen sich auch dann, wenn man diese Zuweisungseffekte mit einem statistischen Verfahren kontrolliert. So wird im Lesen und in der Mathematik ein Leistungsvorsprung von etwa einem halben Jahr geschätzt, im Zuhören waren die integrierten Schüler sogar bis zu einem Schuljahr voraus. Die Deutlichkeit ihrer Befunde hat die Forscher selber überrascht: «Damit hätte ich nicht gerechnet», sagt IQB-Direktorin Petra Stanat zu «Zeit Online».

Längsschnitt-Studien: Relativierung der positiven Befunde

Die IQB-Studie ist jedoch «nur» ein so genannter Querschnittsvergleich, also eine Momentaufnahme, vergleichbar mit einem Foto. Wie sich die Kinder in den verschiedenen Schulformen über die Zeit hinweg entwickeln, wurde nicht untersucht. Genau hier setzt die «BiLieF-Studie» des Bielefelder Forscherinnenteams um Birgit Lütje-Klose und Elke Wild an. Zu vier verschiedenen Zeitpunkten wurden Schüler mit Lernschwierigkeiten in «inklusive und exklusive Förderarrangements» hinsichtlich ihrer Schulleistungen, ihres Wohlbefindens und ihres Selbstkonzepts untersucht. Im Unterschied zum «Querschnitt-Foto» wird mit einer Längsschnittstudie quasi ein Film gedreht. Deshalb gelten Längsschnittstudien in der empirischen Bildungsforschung als «Goldstandard».

Und was zeigt sich dabei? «Die Unterschiede in der durchschnittlichen Kompetenz von Grundschulern in den untersuchten Schulformen fallen im Längsschnitt deutlich geringer aus als im Querschnitt», schreiben die Autoren der «BiLieF-Studie» im dritten Zwischenbericht, «die ermittelten Effektstärken weisen auf eher kleine Beschulungseffekte hin». Das heisst: Wenn man die bestehenden Anfangsunterschiede herausrechnet, dann unter-

scheiden sich die Leistungsfortschritte von integriert geschulten Kindern nicht mehr so deutlich von jenen der separiert geschulten. Die Wahl der Schulform spielt also eine eher untergeordnete Rolle, so das Fazit der Forscherinnen, vielmehr komme es auf die Qualität von Unterricht und Förderung innerhalb der gewählten Schulform an.

Rest der Klasse durch Integration nicht gebremst

Der Frage, welche Auswirkungen die integrative Schulung auf die Leistungen der übrigen Schüler einer Klasse hat, ging Markus Gebhardt von der Technischen Uni München nach. Gebhardt und sein Team wertete den bundesweiten PISA Datensatz von Schulabgangsklassen aus und stellte fest, dass sich die Leistungen von Schülerinnen und Schülern *ohne* sonderpädagogischen Förderbedarf in Integrationsklassen nicht von denen in Regelklassen unterscheiden. «In einem gelungenen gemeinsamen Unterricht mit Schülerinnen und Schülern mit sonderpädagogischem Förderbedarf werden auch Schülerinnen und Schüler ohne Behinderung optimal gefördert», fasst Gebhardt die Ergebnisse zusammen. Ähnlich wie die Bielefelder Forscherinnen fand auch das Münchner Forscherteam die grössten Unterschiede zwischen den verschiedenen Schulen, und nicht zwischen den Klassentypen.

Die Untersuchung einer Zürcher Forschergruppe um Andreas Bächtold stammt aus den Neunziger Jahren und nimmt die ersten Integrationsversuche von sogenannten lernbehinderten Schülern in die Regelschule unter die Lupe. Dabei konnte gezeigt werden, dass *alle* Lernenden in der Integrationsklasse Fortschritte machen. Voraussetzung dafür sei eine gute Zusammenarbeit zwischen Lehrpersonen und Heilpädagogen. Auf die Frage angesprochen, was Integration für die Schüler *ohne* Beeinträchtigung bedeute, sagte Bless neulich zur NZZ am Sonntag: «Sowohl unsere als auch die internationalen Untersuchungen besagen, dass Regelschüler in Klassen mit oder ohne Integration dieselben Fortschritte machen. Die Integration bremst also diese Schüler nicht.»

Wohlbefinden gut!

Mit der «BiLieF-Studie» konnte die Bielefelder Forschungsgruppe zeigen, dass sich über die beobachtete Zeitspanne Wohlbefinden und Selbstkonzept von integrativ und separativ geförderten Schülern mit Lernschwierigkeiten kaum unterscheiden. Im Durchschnitt fühlen sie sich in beiden Schulformen wohl und motiviert. Und wie geht es integrierten Schülern im Vergleich mit ihren Klassenkollegen *ohne* Lernschwierigkeiten? Diese Frage untersuchte das Team um Martin Venetz, Professor an der Hochschule für Heilpädagogik. In einer umfangreichen Studie wurden so genannte «Echtzeitdaten» von über siebenhundert Schülerinnen und Schülern analysiert. Mitten im Unterricht wurden die Schüler angepiepst und mussten unmittelbar nach dem Signal Angaben zu ihrer Tätigkeit und ihrem Befinden machen. Dabei zeigte sich, dass integrierte Schüler mit Lernschwierigkeiten ihren gesamten Unterrichtsalltag im Durchschnitt sehr positiv erleben und sich nicht gestresster fühlen als ihre Mitschüler ohne Lernprobleme. «Das emotionale Erleben im unmittelbaren Unterricht ist ein wichtiger Indikator für die gelingende Integration», berichtet Venetz, «und die Befunde liefern klare Hinweise dafür, dass sich Kinder mit Schulleistungsschwächen aktiv am Unterrichtsgeschehen beteiligen und sich nicht – wie immer wieder vermutet wird – oft überfordert fühlen.»

Die bisherigen Befunde weisen alle in eine Richtung: Für Schülerinnen und Schüler mit Lernschwierigkeiten bringt die integrierte Schulung in einer Regelklasse Vorteile. Ihre Leistungsfortschritte sind grösser – je nach Untersuchungsmethode sogar deutlich grösser – als wenn sie in einer Kleinklasse unterrichtet würden. Im integrativen Setting fühlen sich diese Kinder wohl und motiviert. Und verschiedene Studien liefern deutliche Hinweise dafür, dass die Integration von leistungsschwachen Kindern und Jugendlichen auf Leistung und Befinden der stärkeren Schüler *keinen* negativen Einfluss hat.

Separative Schulung kann Verhaltensprobleme verstärken



Symbolbild

Kevin geht in die fünfte Klasse. Seit dem Kindergarten gerät er immer wieder in Streitereien mit anderen Kindern. Er fühlt sich schnell provoziert und reagiert verbal und körperlich aggressiv. Viele Kinder haben Angst vor ihm und meiden den Kontakt. In der zweiten Klasse wurde bei Kevin ein ADHS diagnostiziert. Im Unterricht braucht er spezielle Unterstützung, um auf schulische Leistungen zu kommen, die seinem guten intellektuellen Potenzial entsprechen. In der Freizeit sieht man Kevin oft mit Oberstufenschülern im Einkaufszentrum «herumhängen».

Man hört und liest es immer wieder: Das eigentliche Problem sei weniger die Integration von Kindern und Jugendlichen mit Lernschwierigkeiten. Die wirkliche Herausforderung seien Schüler und Schülerinnen mit Verhaltensproblemen. Nicht die Annas, sondern die Kevins sind es, welche die Lehrpersonen und den Rest der Klasse belasten.

Was tun? Eine rein schülerzentrierte Perspektive bringt wenig spürbare Veränderung. «Aggressives Schülerverhalten stellt kein isoliertes Problem dar», sagt auch Alexander Wettstein, Professor an der PHBern, «Merkmale der Unterrichtsgestaltung haben einen wesentlichen Einfluss auf die Auftretenshäufigkeit aggressiven Verhaltens.» Doch weil verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche die Regelschule an ihre Grenzen der Belastbarkeit bringen, landen sie schneller in Kleinklassen und Sonderschulen. Ist das die Lösung? «Nein», meint Wettstein klar, «mit der separativen Beschulung verhaltensgestörter Kinder werden die pädagogisch erwünschten Effekte kaum erzielt.»

Unterrichte man nämlich alle Schülerinnen und Schüler mit Verhaltensproblemen gemeinsam in einer separaten Kleinklasse oder Sonderschule, so lernen sie vor allem eines: Das Problemverhalten von ihren Kollegen und Kolleginnen, erklärt Wettstein den Mechanismus. «In separativen Settings bilden sich Kulturen, in welchen abweichen-

des Verhalten sozial bestärkt wird», so Wettstein, «Kinder mit abweichendem Verhalten teilen ihre Geschichte und es entstehen lokale Gruppennormen, welche die Identität und die weitere Entwicklung prägen.»

Für den Aggressionsforscher Wettstein ist deshalb klar, welche Jugendlichen besonders sorgfältig beachtet und begleitet werden müssen: «Nehmen Sie einen elfjährigen Jungen mit mittlerem auffälligen Verhalten aus der Regelschule und platzieren Sie ihn in einer Kleinklasse oder gar einer Sonderschule. Dieser Junge entwickelt sich ziemlich sicher nicht zum Positiven, sondern wird noch stärker auffällig.»

Entlastung durch temporäres Time-Out

Die empirische Befundlage zur Frage, in welcher Schulform sich verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche besser entwickeln, und was die Integration oder Separation für den Rest der Klasse bedeutet, ist sehr dünn. Wettstein spricht von einem «Forschungsdefizit». Reto Luder von der PH Zürich und Christian Liesen von der HfH haben einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand erstellt und fassen die Gelingensbedingungen für die Integration von Schülern mit Verhaltensproblemen zusammen: Es brauche ausreichend personelle und fachliche Ressourcen sowie überschaubare Klassengrößen mit einer Obergrenze von zwanzig Schülern. Ebenfalls von Bedeutung seien die Qualität der Unterrichtsgestaltung, die Beziehungsqualität der Lehrperson zu den Schülerinnen und Schülern, eine enge Elternarbeit sowie eine gute Kooperation innerhalb des Schulteams.

Einfacher gesagt als getan. Und auch der oft gehörte Vorwurf an Regelschulen, ihre Lehrpersonen würden die Situation im Zusammenhang mit schwierigen Schülern überdramatisieren, greift zu kurz. Zwar hängen sowohl Auftretenshäufigkeit als auch Wahrnehmung und Interpretation von Störverhalten stark mit der Lehrperson und ihrem Unterricht zusammen. Aber es ist eine Tatsache: Es gibt Schüler, die schlagen jedem Fass den Boden raus.

Als Alternative zu einer längerfristigen Platzierung in einer Sonderschule haben verschiedene Schulen für solche Schüler temporäre Time-Out-Lösungen eingerichtet – und machen gute Erfahrungen damit. Doch damit ein Time-

Out die gewünschte Wirkung zeigt, sind zwei Faktoren ganz wichtig. Erstens: Mit den betroffenen Schülern muss kompetent an ihrer Wahrnehmung und ihrem Verhalten gearbeitet werden. Zweitens: Auch die Lehrperson und der Rest der Klasse muss in den Entwicklungsprozess einbezogen und kompetenter gemacht werden im Umgang mit Problemverhalten.

Auch für Alexander Wettstein von der PHBern ist klar: Die Separation von Schülern mit so genannt deviantem Verhalten entlaste zwar kurzfristig die Klassen mit unauffälligeren Schülerinnen und Schülern sowie deren Lehrpersonen. «Für eine positive Entwicklung der ganzen Gesellschaft hilft Separation nur dann, wenn die Rückintegration das oberste Ziel ist und aktiv geplant und begleitet wird», ist der Aggressionsforscher überzeugt.

Integrierte Schulung: Klare Vorteile für spätere berufliche Integration

Natürlich ist es wichtig zu wissen, in welcher Schulform Kinder und Jugendliche mit Lernschwierigkeiten die besseren Leistungen zeigen und sich wohler fühlen. Und es ist verständlich, dass es für Lehrpersonen und die angepassteren Schülerinnen und Schüler in den Regelklassen entlastend wäre, wenn die so genannten «Bremsen» und «Störefrieden» nicht mehr in ihrem Schulzimmer sitzen würden. Aber wirklich entscheidend für eine Gesamtbeurteilung ist die Frage, ob sich die weitere Schulkarriere sowie die spätere Berufs- und Lebenslaufbahn von «Problemschülern» unterscheidet, je nachdem ob sie integriert oder separiert gefördert wurden. Was wird aus Anna und Kevin, wenn sie statt in einer Kleinklasse in einer Regelklasse mit «Integrierter Heilpädagogik» unterrichtet werden?

In der «BiLieF-Studie» des Bielefelder Forscherteams wurde die weitere Schulkarriere von Lernenden in separativen Förderschulen mit jener von integriert geschulten Kindern und Jugendlichen verglichen. Das (noch nicht veröffentlichte) Resultat: Werden Schülerinnen und Schüler mit Lernschwierigkeiten in integrativen Schulformen unterrichtet, so sind sie nach dem Übergang in die fünfte Klasse verteilt auf alle Schultypen anzutreffen: vom Gymnasium bis zur Förderschule. Anders die Lernenden, welche zu den vier Untersuchungs-

zeitpunkten in separativen Schulformen gefördert wurden. Die meisten von ihnen waren auch in der fünften Klasse noch im separativen Setting zu finden. «Wer einmal an der Förderschule ist, bleibt offensichtlich dort», fasst BiLieF-Studienleiterin Birgit Lütje-Klose diesen Befund zusammen.

Auch Michael Eckhart, Professor an der PHBern, hat zur Frage, inwiefern die Schulform das weitere Leben beeinflusst, eine eindeutige Antwort. Er und sein Forscherteam haben nämlich die Bildungsverläufe von 450 jungen Erwachsenen aus 20 Kantonen von der Grundschule bis ins junge Erwachsenenalter analysiert. Die Ergebnisse dieser Längsschnittstudie schliessen eine langjährige Forschungslücke und sind eindrücklich. «Es ist entscheidend für den späteren Lebensweg, ob ein Schüler mit Lern- oder Verhaltensproblemen in einer Kleinklasse oder integriert in einer Regelklasse geschult wurde», so Eckhart. Mit der Zuweisung in eine Sonderklasse würden nämlich die Weichen für die berufliche Zukunft gestellt. «Integriert geschulte Kinder mit Lern- und Verhaltensproblemen haben signifikant höhere Chancen auf einen erfolgsversprechenden Berufszugang als dies ehemalige Sonderklässler haben», fasst Eckhart zusammen. Ein ehemaliger Kleinklassenschüler aus dieser Studie sagt dazu: «Ich habe zu spät begriffen, dass Kleinklasse nicht gut ist. Später haben alle gesagt, trotz guter Noten wollen sie mich nicht.»

Doch ein «gutes Leben» besteht nicht nur aus schulischem und beruflichem Erfolg, betont Michael Eckhart, sondern auch aus tragfähigen Freundschaften und einem positiven Selbstkonzept. «Und auch hier zeigen Erwachsene deutlich bessere Werte, wenn sie bei Schulproblemen nicht in Kleinklassen versetzt wurden, sondern integriert in Regelklassen unterrichtet werden konnten.»

In Bezug auf die langfristige Auswirkung unterschiedlicher Schulungsformen kommt die Forschung zum Schluss: «Kleinklassen entlasten das System höchstens kurzfristig. Das langfristige Ziel muss es jedoch sein, Kinder und Jugendliche mit schulischen Problemen in unsere Gesellschaft zu integrieren. Und das leistet integrierte Förderung deutlich besser als die Kleinklassenlösung», so Eckhart.

Zuweisung in Kleinklasse: Gefahr der Diskriminierung

Die Bildungsforscher sind sich seit Jahren einig: Bei der Zuweisung zu separativen Angeboten wie es Kleinklassen sind, spielen nicht nur die eigentlichen schulischen Leistungen von Kindern und Jugendlichen eine Rolle, sondern zahlreiche implizite Schülermerkmale, wie Geschlecht, Nationalität, Bildungshintergrund der Familie oder ganz lapidar: der Wohnort. Es ist ein offenes Geheimnis, dass in den Kleinklassen vor allem Knaben sitzen, und zwar Knaben mit Verhaltensproblemen, mit fremdsprachigem Hintergrund oder aus sozial schwierigen Verhältnissen. Und deshalb ist es so schwierig, Eltern davon zu überzeugen, dass eine Kleinklasse die beste Lösung sein soll für ihr Kind.

Bei der Zuweisung zu Kleinklassen könne man sogar von Diskriminierung sprechen, meint Andrea Lanfranchi, Forschungsleiter an der Hochschule für Heilpädagogik. Er hat dies bereits vor über zehn Jahren in einer Studie aufgezeigt. So wurden dieselben Fallgeschichten mit unterschiedlichen Namen und familiärem Status etikettiert und dann Lehrpersonen und Schulpsychologen zur Beurteilung und Planung von Massnahmen vorgelegt. Was ist dabei herausgekommen? «Wenn ein Kind Anton heisst und sein Vater Hilfsarbeiter ist, so ist die Wahrscheinlichkeit dreimal höher, dass er im Falle von Schwierigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen in eine Sonderklasse geschickt würde, als wenn er – bei identischer Problemlage! – Mike hiesse und als Sohn eines Chefarztes geboren wäre», fasst Lanfranchi die Ergebnisse zusammen. Aktuelle Studien bestätigen diese Zuweisungseffekte. Doch nicht nur das: Durch den erwiesenermassen geringeren Leistungszuwachs von Schülern in separativen Systemen werden die herkunftsbedingten Bildungsnachteile weiter verstärkt.

Winfried Kronig, Professor an der Uni Fribourg, hat diese Verzerrungseffekte über Jahre hinweg untersucht und als «systematische Zufälligkeit des Bildungserfolgs» bezeichnet. «Die Schule tut nur so, wie wenn ihre Selektion ausschliesslich aufgrund der Schülerleistung passieren würde», erklärt Kronig, «doch das Leistungsprinzip, auf dem unsere Schule vorgibt aufzubauen, wird massiv verletzt.» Interessanterweise habe es für alle Schultypen und Anforderungsstufen immer gradeso

viele Schüler wie es Plätze gibt, meint Kronig mit ironischem Unterton.

Werden in Kanton oder Gemeinden wieder neue Kleinklassen eröffnet, so würden diese gemäss dieser Rechnung vermutlich von Anfang an voll sein. Doch selbst bei einem flächendeckenden Kleinklassenmodell – so wird geschätzt – käme auf jede Regelklasse höchstens ein Platz in einer Kleinklasse. Was ist mit den andern Schülerinnen und Schüler mit besonderem Förderbedarf? Jenen Kindern zum Beispiel, deren Lernschwierigkeiten nicht so stark oder überdauernd sind, dass die permanente Versetzung in eine Kleinklasse gerechtfertigt wäre? Oder Kinder, deren Eltern sich mit Erfolg gegen eine Platzierung gewehrt haben? In einem System, in welchem ein Grossteil der heilpädagogischen Ressourcen in Kleinklassen gebunden ist, gibt es für die Regelklassen praktisch keine zusätzliche Unterstützung mehr, weder für Schülerinnen und Schüler noch für deren Lehrpersonen.

Eltern und Lehrer: Integrationserfahrung verändert die Einstellung

Eltern mit Integrationserfahrung geben der Schule gute Noten. Sie sind grundsätzlich zufriedener mit der Unterstützung und schätzen die Kompetenzen der Lehrpersonen höher ein als Eltern, deren Kinder separativ beschult werden. Dies zeigt eine grosse Untersuchung in der Bertelsmann-Stiftung in Deutschland. Doch Eltern machen sich auch Sorgen, dass Integration grundsätzlich auf Kosten der Leistung gehe. Und je weniger Integrationserfahrung die Eltern haben, desto grösser sind diese Befürchtungen.

Auch bei den Lehrpersonen hängt die Einstellung zu integrativer Schulung mit der eigenen Erfahrung zusammen, die sie mit dieser Schulform gemacht haben. Im Kanton Aargau zum Beispiel sind die allermeisten Schulen zufrieden mit der gewählten Schulform und wollen diese beibehalten – übrigens auch Schulen mit Kleinklassen. Das hat eine aktuelle Umfrage des Aargauer Bildungsdepartementes gezeigt. Nur acht kleinere Schulen wünschten sich einen Systemwechsel hin zur Kleinklasse, wenn sie aufgrund ihrer Grösse die Möglichkeit dazu hätten. Heute werden im Kanton Aargau Schülerinnen und Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf an über neunzig Prozent der Primarschulen und drei Viertel der Oberstufen mit integrierter Schulischer

Heilpädagogik gefördert. Die Wahl der Schulform hängt auch mit der Schulstufe zusammenhängt. Je tiefer die Schulstufe, desto häufiger findet man integrierte Formen von heilpädagogischer Unterstützung. Lehrpersonen der Sekundarstufe sind am skeptischsten gegenüber integrativen Schulformen.

Guten Unterricht und kompetente Unterstützung, das braucht es!

Die Wahl der Schulform ist nicht der alles entscheidende Faktor. Das zeigen die Befunde aus verschiedenen Studien. Viel wichtiger scheint die Qualität von Unterricht und Förderung innerhalb der gewählten Schulform zu sein. Durch wirksame Schulentwicklung haben in den letzten Jahren viele Schulen ihre Tragfähigkeit für eine heterogene

Schülerschaft erhöhen können. Diesen Prozess gilt es weiter voranzutreiben. «Es braucht eine Vielfalt an Methoden, damit eine Gleichheit an Chancen gewährleistet werden kann», bringen es Pädagogen auf den Punkt.

Stehen Bildungsverantwortliche in Kantonen und Gemeinden vor dem Entscheid, ob sie die heilpädagogischen Ressourcen für Kleinklassen oder für die integrierte Förderung in Regelklassen einsetzen wollen, dann ist aus fachlicher Sicht die Empfehlung klar. Kleinklassen sind zwar eine naheliegende Lösung und können den Regelklassen kurzfristig Entlastung bringen. Doch für die berufliche und gesellschaftliche Integration der betroffenen Kinder und Jugendlichen bringt eine integrierte Förderung mehr Vorteile.

Aus Gründen der Lesefreundlichkeit finden sich die Quellenangaben in den Fact Sheets.